

Hingsabe

**GIORGIO CHIESURA
ROMAN**

S

Giorgio Chiesura

HINGABE

S

GIORGIO CHIESURA
HINGABE
ROMAN

Aus dem Italienischen
von Monika Lustig

Titel des italienischen Originals:

VILLA DEI CANI

© 2001 by Marsilio editori s.p.a., Venezia

Das dieser Übersetzung zugrunde liegende Werk
Villa dei cani ist eine vom Autor gekürzte Version des
Romans *Devozione*, der 1990 im Verlagshaus Mondadori
publiziert wurde.

Erste Auflage

© 2015 by Seccession Verlag für Literatur, Zürich

Alle Rechte vorbehalten

Übersetzung: Monika Lustig

Lektorat: Christopher Gripp

Korrektorat: Patrick Schär

www.seccession-verlag.com

Gestaltung und Satz:

Erik Spiekermann & Robert Grund, Berlin

Herstellung: Renate Stefan, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung:

Friedrich Pustet, Regensburg

Papier Innenteil: 100g Fly 05

Papier Überzug: 135g Stone Quarz

Papier Vor- und Nachsatz: 120g Offset Caribic Cadmium

Gesetzt aus der FF Franziska und **INSTITUT**

Printed in Germany

ISBN 978-3-905951-30-1

Für Marcello Venturoli

*Wer gefoltert wurde, bleibt ein Gefolterter.
Wer Qual erlitten hat und Pein, wird auf der Welt
keinen Platz mehr finden.*

...

Der Horror der Vernichtung erlischt nie.

JEAN AMÉRY

IM SEPTEMBER 1946 kehrte ich nach einem längeren Aufenthalt in einem amerikanischen Militärkrankenhaus in Deutschland nach Italien zurück. Ich war einer der ganz wenigen Juden aus meinem Lager, die noch am Leben waren; zugleich war ich der einzige Überlebende einer großen Familie. Wie ich später feststellte, war ich von allen Juden, die vormals in dieser Kleinstadt im Veneto lebten, in der ich geboren und aufgewachsen bin, der einzige Heimkehrer. Nicht alle waren tot, nein, das nicht: Ein kleiner Teil von ihnen hatte sich durch Flucht ins Ausland retten können, aber nicht ein einziger von ihnen war heimgekehrt, ich wusste jedoch nicht und es interessierte mich auch nicht, wo sie sich aufhielten. So war und blieb ich der einzige Jude im Ort.

Und: Bereits vor meiner Rückkehr wusste ich, dass ich sehr reich sein würde.

Mit dem Tod meines Vaters, dem meiner Mutter, meiner drei Brüder, meiner zwei Schwestern, meines Onkels, meiner Tante und ihrer vier Kinder sowie mit dem der gesamten Familie eines Cousins meines Vaters, der in Straßburg lebte, hatte sich eine Reihe von Erbschaften zu meinen Gunsten angehäuft, und so war mir ein Riesenvermögen zugefallen, wenngleich ich noch nicht frei darüber verfügte.

Mein Großvater war Eigentümer eines Bankhauses in dieser Stadt, das er aufs Alter hin verkauft und mit dessen Erlös er Häuser und Grundstücke erworben hatte. Mein Vater war ein illustrierter Advokat, und meine Mutter, die aus einer Genueser Familie mit spanischen Wurzeln stammte, war ihrerseits sehr vermögend gewesen. Mein Onkel, der vom Großvater den größten Teil der Grundstücke geerbt hatte (wohingegen auf meinen

Vater der Großteil der Liegenschaften in der Stadt übergegangen war), hatte in einer kleinen Ortschaft, fünfzehn Kilometer von dem Städtchen entfernt, einen Landwirtschaftsbetrieb im großen Stil gegründet und aufgebaut; vielerlei Erzeugnisse, Reben, Mais, Weizen, Zuckerrüben bis hin zu den verschiedenen Obstsorten, wurden dort angebaut. Es gab Vieh in entsprechenden Stallungen, eine Weinkelter, eine Käserei und sämtliche dafür notwendigen Gerätschaften. Der Betrieb wurde von rund zwanzig Familien in Halbpacht bewirtschaftet; zusätzlich wurden in Zeiten größten Arbeitsaufkommens auch Tagelöhner beschäftigt. In der Mitte des Anwesens, auf einem Hügel umgeben von Buchen, Zypressen, Pinien und Wildkastanienbäumen, stand die große, zweistöckige Villa im Palladio-Stil, mit geräumigem Dachstuhl auf ihrer Stirnseite. Ein Ziergarten mit Springbrunnen, eine Garage, eine Dependance, Pferdeställe, ein Tennisplatz und eine Bocciabahn gehörten ebenfalls dazu.

Ich habe auf diese ausführliche Beschreibung großen Wert gelegt, denn dies war der Ort, an dem ich mich nach meiner Rückkehr niederließ.

In der Tat waren der in der Stadt gelegene Palazzo, in welchem ich mit meiner Familie gelebt und in dem mein Vater seine Kanzlei gehabt hatte, sowie drei weitere Stadthäuser unseres Besitzes bei einem schweren Bombenangriff gegen Ende des Krieges zerstört worden. Schuld an diesem Angriff, das sei betont, hatten die Partisanen mit ihrer an die Alliierten übermittelten Falschinformation eines angeblichen Durchzugs deutscher Panzerdivisionen. Die anderen, teils beschädigten Häuser waren unrechtmäßig von der Stadtverwaltung beschlagnahmt worden, die offenkundig darauf gesetzt hatte, dass niemand von uns je zurückkehren würde. Mittlerweile waren die Gebäude von Evakuierten und Pseudoevakuierten besetzt.

So kam es, dass ich am Abend meiner Rückkunft an den Trümmern meines Hauses und den anderen zerstörten oder besetzten Häusern vorüberging und mich zur Villa meines Onkels begab. Ihre schöne Fassade war durchsiebt von Einschüssen der

Maschinenpistolen, die Fensterscheiben waren zerschlagen, das Mobiliar verschwunden, es gab keinen elektrischen Strom und kein Wasser, nur das aus dem Brunnen. Doch seltsamerweise – später erfuhr ich den Grund dafür – funktionierte das Telefon: Dieser Umstand war für mich von größtem Nutzen, denn natürlich würde ich zum Leben vielerlei benötigen und hatte zugleich nicht die geringste Lust, der Beschaffung wegen irgendjemandem begegnen zu müssen.

Die erste Nacht verbrachte ich auf einem Strohlager, unter einer Decke, die man mir im amerikanischen Krankenhaus überlassen hatte, den Kopf gebettet auf meinen Reiserucksack.

Am nächsten Morgen telefonierte ich mit einem jüdischen Rechtsanwalt in Mailand, einem Freund meines Vaters, der zum Glück, dank seiner Flucht in die Schweiz, überlebt hatte. Ich sagte ihm, wer ich war, erklärte ihm meine Situation und nannte ihm die verschiedenen Aufgaben, mit denen ich ihn betrauen wollte. Er wies mich darauf hin, dass es für mich angesichts der territorialen Zuständigkeit und der großen Menge notwendiger Recherchen und Überprüfungen vor Ort sehr viel praktischer und vor allem wirtschaftlicher wäre, wenn ich mich an einen Rechtsvertreter im Städtchen oder in der nächstgrößeren Stadt wenden würde.

Ich hielt dagegen, keinen anderen Rechtsanwalt zu kennen und vermutlich gegen lokale Interessen handeln zu müssen; und dass ich überdies einen jüdischen Anwalt haben wollte. Und schließlich noch, dass er sich keinerlei Gedanken wegen der Kosten zu machen bräuchte: Wie er selbst bald feststellen würde, verfügte ich über so viel Geld, wie ich nur wollte.

Nach kurzem Zögern und eingehender Befragung zur Person meines Vaters, meiner Mutter und so weiter, womit er sich meiner ernstesten Absichten versichern wollte, erklärte er sich bereit, meinen Fall zu übernehmen. Knapp achtundvierzig Stunden später ließ er mir ein beglaubigtes Dokument zum unanfechtbaren Nachweis meiner Identität zukommen und eine beachtliche

Leihsumme, die mir per Überweisung von einer Schweizer Bank bei einer hiesigen Bank gutgeschrieben wurde.

Zwei Wochen später, nachdem ich bereits, wie ich noch erzählen werde, mit einigen Personen vor Ort zu tun gehabt hatte, suchte er mich schließlich auf. Wir unterhielten uns ausführlich, und er bestätigte mir erneut sein Mandat, woraufhin wir weitere Einzelheiten seines Vorgehens festlegten.

Er begreife, sagte er, voll und ganz die große Eile, die ich von ihm bei der Erledigung verlangte, den Groll, der mich antrieb, und auch die Härte der von mir geforderten Maßnahmen. Und ja, er wolle mir in allen meinen Wünschen willfährig sein. Aber wenn ich einem alten Freund meines Vaters gestatte, mir einen Rat zu geben, würde er mir größere Besonnenheit und Umsicht nahelegen.

Ich enthielt mich jeder Gegenrede: Weder bestätigte ich den Groll noch die Härte und gab auch nicht zu erkennen, ob seine Empfehlung zu vorsichtigerem Handeln mich erreicht hatte. Ich wiederholte lediglich die Aufträge, die er ausführen sollte, und bekräftigte mein Vertrauen in ihn. Er hatte dem nichts hinzuzufügen. Er brach in der vollen Absicht auf, mir in jedem Fall zu Diensten zu stehen, und ich muss gestehen, er war ein Meister seines Fachs.

Sechs oder sieben Monate später hatte er so gut wie alles erledigt. Die Urkunden all meiner Besitzungen befanden sich in seinem Safe in Mailand, die authentifizierten Abschriften hingegen waren in meinen Händen. Nachdem die Beschlagnahmung meiner Häuser rückgängig gemacht worden war, wurden diese für gutes Geld vermietet. Die Grundstücke der zerstörten Häuser (die aufgrund ihrer Lage im Stadtzentrum sehr viel wert waren) wurden eingezäunt, eingeebnet und gründlich gesäubert, mit Ausnahme eines einzigen – die Gründe hierfür werde ich noch erläutern –, desjenigen nämlich, auf dem mein altes Elternhaus gestanden hatte.

Der gute Anwalt hatte rasch und wie versprochen mit großer Entschlossenheit gehandelt, und ich begriff, dass er auf seinem

Gebiet ein mächtiger Mann sein musste. Um nämlich etwas Bestimmtes von den inkompetenten und arroganten Bürokraten in Italien zu erhalten, ist ein Zeitraum von sechs oder sieben Monaten unglaublich knapp. Mir war klar, dass er zur Durchsetzung meiner Ziele sicherlich auch politischen Druck, und zwar in den oberen Etagen der Macht, ausgeübt haben musste. Hinzu kamen Vorladungen, Verwarnungen, Drohungen und vielleicht auch Erpressungen, wie sie unehrlichen Leuten gegenüber immer möglich sind.

Was Straßburg betrifft, hatte die dort waltende Korrektheit der Bürokraten und Gemeindeverwaltungen die Dinge sicherlich vereinfacht. Eine vom Rechtsanwalt beauftragte Person wurde dorthin geschickt, und alle notwendigen Unterlagen waren rasch herbeigeschafft. Für die Leitung der Fabrik, die zum Glück oder aus Kalkül zunächst seitens der Deutschen, später der Alliierten noch intakt und in Betrieb war, wurde ein Direktor ernannt. Überdies wurde ein Verwalter meines Vertrauens eingesetzt, dem ich eine allumfassende Vollmacht zukommen ließ. Dieser schickte mir seinerseits alle drei Monate einen Rechenschaftsbericht und überwies größere Geldsummen auf mein Bankkonto.

Doch um die Erzählung meiner Rückkehr um einige Einzelheiten zu ergänzen, muss ich noch einmal auf die ersten Tage zu sprechen kommen.

ICH WAR IM ERSTEN STOCK damit beschäftigt, einige Photos aufzuhängen, die Haustür stand offen, wie ich sie meistens offen stehen ließ, und ohne dass ich sein Kommen bemerkt hätte, hatte jemand das Haus betreten. Nun tappte dieser Jemand durch die Räume im Erdgeschoss und stieß unverständliche schrille Laute aus, ich vermeinte zuweilen sogar meinen Namen herauszuhören, begleitet von einem lang gezogenen, klagenden Krächzen, das sich wie *cellensia*, Euer Hochwohlgeboren, anhörte, zumindest in meinen Ohren. Dieses absurde Eindringen hatte mich völlig verstört.

Seitdem ich mich in die von mir geschaffene Höhle zurückgezogen hatte, um in totaler Abgeschiedenheit von allem zu leben, hatte ich mir nie vorgestellt, wie es wäre, wenn andere hier eindringen. Doch jetzt, mit einem Schlag, da die Schreie einer fremden Person darin widerhallten, als wäre sie und nicht ich Herr vor Ort, wurde ich von Panik ergriffen und rasendem Zorn.

Ich eilte die Treppen hinunter und brüllte wie ein Wahnsinniger: »Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Was habt Ihr hier verloren? Haut ab! Sofort raus! Geht weg!« Da erst erblickte ich den Eindringling, wie er aus einem der Zimmer kam, in das er sich auf der Suche nach mir vorgewagt hatte, und mir nun, noch lauter schreiend als zuvor und mit zum Himmel geworfenen Armen, fest entschlossen und ohne jede Angst entgegentrat.

Seit über einem Jahr war mir kein menschliches Wesen mehr begegnet, doch was ich jetzt vor Augen hatte, erschien mir beinahe monströs.

Es war eine alte Bäuerin in einem langen schwarzen Gewand, und ihre verkrüppelten, schlammverkrusteten Füße

waren nackt. Schultern und Kopf waren in dunkles Tuch gehüllt, dessen Fransen kleine, böse Augen, eine Vogelnase und einen völlig zahnlosen Mund einrahmten. Sie schien wie eines der Rieseninsekten auf meinen Photos, und als das Tuch herunterrutschte und ihr kahler Kopf zum Vorschein kam, war das Schnabelartige der Nase besonders markant und die Ähnlichkeit mit einem Insekt geradezu verblüffend. Die wenigen Haarbüschel waren wie Raupenhaare, die schwarzen Fransen des Tuchs, die um sie herumflatterten, die verrückt gewordenen Antennen eines Käfers und die zwei dunklen und dünnen Arme, die sie mir entgegenhielt, die Fangarme der Gottesanbeterin, zu mir ausgestreckt, um mich zu packen.

Ich fürchtete tatsächlich, sie würde mich berühren wollen. So griff ich mir den erstbesten Stuhl in Reichweite und hielt ihn drohend in die Höhe, um sie zurückzudrängen oder nötigenfalls zuzuschlagen, und während ich ihr entgegenschrie: »Geh weg! Geh weg!«, wich ich selbst nach hinten in Richtung des von mir als solches bezeichneten Arbeitszimmers, wo ich mich hinter den Schreibtisch flüchtete, der Abstand schuf zwischen mir und diesem Wesen. Da stürzte die grässliche Alte mit einem Schlag zu Boden, wo sie zusammengekrümmt liegen blieb und schreiend und kreischend ihr Theater fortsetzte. Sie schlug sich die Hände vors Gesicht, kniete sich dann hin und ließ den Kopf beinahe auf den Boden knallen, die Arme zu mir emporgehoben.

Jetzt wirkte ihr Gebaren weniger bedrohlich, doch da ihre Gesten nach wie vor heftig und ihre Absichten völlig unklar waren, schien mir, als wäre die Alte, anstatt ihre Aggression tatsächlich zurückgenommen zu haben, nur in ein weiteres Stadium der Umgarnung und Beherrschung des Feindes getreten: Es erinnerte an die Tänze und Drohrituale, mit denen Tiere einander mustern und einschüchtern, um schließlich zu kopulieren oder zu töten. Ich ließ den Stuhl fallen, nahm dafür aber den dicken Stock, mit dem ich mich sonst gegen die Hunde zur Wehr setzte, und schlug mit ihm auf den Tisch ein, und zwar so, dass sie ihn sehen konnte. Ich stand da und wartete ab, wie die Szene

weiterging, und begann zugleich, etwas von ihrem Geschrei zu verstehen und zu deuten.

Den harten Dialekt der Bauern aus jener Gegend zu verstehen, war für mich schon von Kindesbeinen an schwierig. Nun kam erschwerend hinzu, dass die Megäre jedes einzelne Wort zwischen ihren zahnlosen Kiefern hervornuschelte, mit Ausrufen und Lamenti vermischt, weshalb ich nur jeden zehnten Satz verstand. Das wenige, was ich, unterstrichen von ihren raumgreifenden Gesten, verstehen konnte, besagte mehr oder weniger Folgendes: Sie lebte gottverlassen im finstersten Elend; sie hatte zwei schöne, große Söhne gehabt, die jetzt beide tot waren, und eine Tochter, verflucht sei die, weil sie von zu Hause abgehauen war, um wer weiß wo »die *mona* für umsonst wegzugeben«, und ihr so diese *ciella* dagelassen habe, auf die sie nun alleine aufpassen musste (eine *ciella*, was war das bloß? Eine *cella*, eine Zelle? Eine Hütte?). Und dass sie jetzt aber alt sei und nichts zu essen habe, dass ihr Rücken, ihre Beine und Füße nicht mehr taugten. Und sie wisse doch, dass ich eine sehr gute *cellensia*, also Herrschaft sei, denn darüber sprach das ganze Dorf, aber das ganze Dorf redete auch über mein Unglück und dass ich dort oben allein und von allen verlassen lebte, »wie ein Hund, wie es eine Bestie tut« – ja, ich genauso wie sie ...

Und an dieser Stelle erhob sie sich so abrupt aus ihrer Position, dass ich einen Augenblick befürchtete, sie wolle sich wieder auf mich stürzen, vielleicht, um mich zu umarmen, jetzt, da ich ja *genauso* war wie sie, und ich hob den Stock für die Hunde, um sie zu verwarnen. Sie aber begann, mit der für sie typischen Eile und Aufgeregtheit und Heftigkeit, die allen Bewegungen ihrer krummen Glieder eigen waren, im Raum umherzugehen, wischte dabei mit der bloßen Hand über die Möbel und zeigte mir pathetisch die dick mit Staub beschmutzten Handflächen, schrie, dass eine *cellensia* nicht auf diese Weise leben durfte. Sie nahm ein Kissen von einem Stuhl, klopfte es aus, Staubwolken aufwirbelnd, und warf es voller Verachtung in die Ecke. Dann griff sie aus einem Regal ein Stück altes Brot, das ich als Köder

für die Ameisen aufgehoben hatte, ich dachte schon, dass sie es essen wollte, stattdessen aber zeigte sie es mir mit einer angewiderten Grimasse, rupfte es in Stücke, die sie dann auf den Boden warf, um mir wohl zu zeigen, dass es alt und verschimmelt und nur noch Schweinefraß sei: »*par el trog de porzeàt.*« Und plötzlich veränderte sie ihr ganzes Mienenspiel. Mit Gesten, Worten, süßlichem Gewinsel, ähnlich dem Singsang eines Schlaflieds für Kinder, erklärte sie mir, wie anders ich doch leben könnte.

Sie mimte das Fegen, das Polieren der Möbel, machte Handgriffe, als reinige sie in der Luft vor sich die Kleider oder den Leib einer Puppe (mich, natürlich); das Umrühren in einem imaginären Topf, um mir dann etwas zu reichen (vielleicht einen Teller mit Eintopf), und alles begleitet von einem grauenhaften Lächeln aus zahnlosem Kiefer. Dann bückte sie sich und vollführte jede Menge anderer Komödien, um mir zu bedeuten, auf welche Weise ich in allen meinen Bedürfnissen umsorgt, bedient und verehrt werden würde. Währenddessen schlug sie sich auf die Brust und verneigte sich immer wieder, um mir zu verstehen zu geben, dass sie das Gegenmittel für all das habe, dass ich mich ihr nur anzuvertrauen bräuchte, dass sie alles in Ordnung brächte und ich rundherum zufrieden sein würde!

Kurz gesagt, ich verstand oder glaubte zu verstehen, dass dieses grässliche Insekt sich bei mir als Dienstmagd anbieten wollte. Ihr genüge ein Eckchen, sagte sie, zum Schlafen, Essen – sie esse nichts, sie schufte wie ein Vieh, sie würde mir in allem zu Diensten sein, Tag und Nacht, unterwürfig, und sie würde für mich alles, wirklich alles tun, was ich verlangte. »Alles, alles«, wiederholte sie, damit es sich mir auch gut einprägte.

Da musste ich schallend lachen und grinste ihr ins Gesicht.

»Meine Magd!«, rief ich belustigt. »Aha, du willst also meine Magd sein! Womöglich auch noch meine Hure! Du bist alt, dreckig, monströs, du kannst nicht einmal richtig sprechen, keiner kann dich wollen, denn du stinkst, dass es einem übel wird. Und da hast du dir also gedacht, ich geh mal und versuch's bei dem verrückten Juden. Da hast du dir wirklich etwas Nettes

ausgedacht, von wegen dich hier häuslich niederlassen, dich an meinem Feuer wärmen und mir übel mitspielen und dich mir armem Idioten mit all deinen Speichelleckereien aufzwingen! Aber wie hast du nur denken können, dass ich in eine solche Falle tappe? He, he! Von wegen meine Magd! Wenn du Geld willst, hier ist welches (ich warf ihr einige Banknoten aus der Dose, die immer auf dem Tisch stand, vor die Füße). Nimm das Geld und hau ab. Verzieh dich aus meinem Haus. Verschwinde! Mit deiner Komödie hast du jetzt genug verdient. Wenn du nicht auf der Stelle gehst, Gnade dir Gott, dann wirst du schon sehen! Hast du verstanden? Kannst du mich überhaupt verstehen? Nimm das Geld da und verzieh dich, andernfalls ...« Und damit sie auch wirklich begriff, deutete ich erst mit der einen Hand auf das Geld, dann auf die Tür, und mit der anderen Hand hob ich drohend den Stock.

Aber sie schien keineswegs erschrocken: nur erstaunt und entrüstet. Beinahe mitleidig starrte sie mich weiter an und schüttelte heftig den Kopf, als würde sie bald die Geduld verlieren, weil sie mir etwas erklären musste, was ich partout nicht verstehen wollte. »*La ciella*«, wiederholte sie eingestreut in ihr Gekreische. Sie richtete den Zeigefinger gegen sich selbst oder schlug sich mit den flachen Händen gegen die Brust, den Kopf schüttelnd wiederholte sie: »*La ciella*.« Aber dieses Wort war für mich völlig unverständlich. Dann, als hätte sie wegen meiner Begriffsstutzigkeit endgültig die Geduld verloren, begann die Alte zu kreischen und zu quieken und traf eine Entscheidung. Mit ihrem unregelmäßigen Gang verließ sie das Zimmer. Ich hatte mich nicht eine Sekunde lang der Hoffnung hingegeben, dass sie wirklich gehen würde. Und schon im nächsten Augenblick war sie tatsächlich wieder zurück, aber jetzt war sie nicht mehr allein. Sie zerrte ein junges Mädchen hinter sich her, das in noch schlimmere Lumpen gehüllt war als sie selbst, zog es an der Hand, pflanzte es dann so hin, dass es allein mitten im Raum vor mir stand. Dann trat die Alte ein Stück beiseite und deutete mit den Armen auf es, »*la ciella, la ciella*«, sodass ich

endlich begriff, dass dieses Wort junge Frau oder Mädchen bedeuten musste. Und dann sagte sie »Toneta«, was sicherlich sein Name war. Erst da begriff ich, dass es das Mädchen war, nicht sie selbst, das die Alte mir die ganze Zeit feilgeboten hatte.

Ich sah das Mädchen an. Ich nahm weder seine Gesichtszüge (es hielt den Kopf gesenkt, sein Kinn berührte fast die Brust) noch die Formen seines Körpers wahr, der von einem Kleidchen und einem Tuch bedeckt war, aus dem Strümpfe aus grober Wolle hervorstakten. Ich bin nicht in der Lage zu sagen, was mich bei seinem Anblick wie ein Schlag getroffen hatte. Ich wusste nur, dass in diesem Augenblick das wunderbarste Geschöpf vor mir stand, das ich in meinem Leben jemals gesehen hatte oder doch erinnerte, gesehen zu haben.